

Unterhaltungs = Blatt.

B e i l a g e

zur Preßburger = Zeitung No. 49.

Freitag, den 23. Juni 1826.

Wenn ich reich wäre.

Die Ausdrücke: wenn ich reich, wenn ich vornehm, wenn ich ledig, wenn ich gesund, wenn ich jung wäre: ich würde ganz anders handeln, als dieser oder jener Reiche, dieser oder jener Vornehme, — als ich selbst handelte, da ich ledig, gesund und jung war, — sind etwas sehr gewöhnliches, und eben darum auch etwas sehr gleichgültiges. Es sind Ausdrücke aus augenblicklicher Aufwallung oder aus Wehmuth über unsern izzigen Zustand; es sind gewissermaßen Wirkungen irgend eines Affekts oder einer Leidenschaft, wobei gewöhnlich nichts oder wenig gedacht wird.

Daher ist es auch kein Wunder, daß solche Verheißungen unerfüllt bleiben, wenn der verlangte Zustand eintreten sollte. Ob der Entschluß des Greises und der Matrone (Unterh. Bl. 1826, No. 42 und 43.) in Erfüllung ginge, läßt sich wohl aus Erfahrung nicht bestimmen; doch wenn man aus dem gewöhnlichen Nichterfüllen ähnlicher Verheißungen kranker, armer oder herkunftloser Personen schließen darf, würde es wohl auch beym bloßen Vorsatz bleiben wenn ein Alter wieder jung, ein Berehlichter ledig werden könnte. Ein Heer von Leidenschaften und Affekten, diesen unsern wichtigen, aber ungemein gefährlichen Führern,

die nach andern ganz auszurotten, nach andern in gehörigen Schranken zu halten sind, vereitelt sehr häufig unsere edelsten, tugendhaftesten, weisesten Entschlüsse!

Wenn ich reich wäre, sagt ein Bedürftiger, ich würde von meinem Reichthum einen nicht unbedeutenden Theil zur Unterstützung der Armuth und zu andern edlen Zwecken verwenden. Gott segnet ihn, er wird wirklich reich, aber kaum erinnert er sich mehr seiner einstmaligen Aeußerung, denn seine Bedürfnisse vermehrten sich in einem Verhältniß, daß seine tausendfach gestiegene Einkünfte kaum zu ihrer Deckung hinreichen. Wir sind hier keine Engel, sondern Menschen, und haben, wenn wir auch noch so weise, noch so tugendhaft seyn sollten, als Wesen, die nicht bloß einer Verstandes-, sondern auch einer Sinnenwelt gehören, mit dieser und ihren Aeußerungen, ihren Gefühlen, Regungen und Affekten, ihren Neigungen, Begierden und Leidenschaften zu kämpfen; und wohl uns, wenn wir als höhere, nicht bloß sinnliche Wesen, in Gefahren, die der Menschenwürde nahe treten, den Sieg erringen!

gh.

Herr und Meister.

Meister nannten sich sonst die Handwerker; jetzt wollen sie alle Herren heißen; denn die meisten Menschen halten sich für Götter auf Erden. Oder geschieht es etwa aus Bescheidenheit, daß jetzt der Kleider-Berfertiger kein Schneidermeister, der Lehrer kein Schulmeister mehr heißen mag? Will jener etwa zu erkennen

geben, daß er die Kunst, Kleider zu machen, nicht mehr so gründlich erlerne und so gewissenhaft treibe, wie unsere Väter; oder will der Lehrer dadurch ver-rathen, daß er nicht so viel gelernt habe, und minder meisterhaft die Kinder zu führen und zu unterrichten verstehe, als unsere Väter? Alle Achtung vor unsern Vätern! Es gab unter ihnen gute Schneidermeister und gute Schulmeister; aber beide Künste, die Schnei-derkunst und die Erziehungskunst, haben in unserer Zeit so bedeutende Fortschritte gemacht, daß vielleicht die Kleiderverfertiger und die Lehrer unserer Zeit Recht haben, sich mehr einzubilden, als unsere Väter, und statt des Titels Meister den Titel Herr annehmen, um anzuzeigen, da der Herr doch über den Meister steht, daß wir über die Kunst und über die Künste nicht nur die Meisterschaft, sondern sogar die Herrschaft erlangt haben.

Mit einem Worte: der Stolz ist es, welcher nicht Meister, sondern Herr heißen will.

Man muß nicht verkennen, daß Schneider, Mei-ster sowohl als Schul-Meister, womit wir sämtli-che Meister umfassen wollen, welche in ihrer Kunst keine Meister waren, entweder durch lächerliche An-maßung oder Niedrigkeit den Titel selbst lächerlich und nichts bedeutend gemacht haben; so, daß die Schwa-ben den Abdecker schlechtweg den Meister nennen. Doch bleibt es immer ein Schwabenstreich, sich des Titels: Meister zu schämen, wie das heute meist unter den Hand-werkern geschieht. Oder schämen sich etwa die Handwer-ker Handwerker zu heißen? Das ist freilich ein beson-deres Zeichen unserer Zeit; es entspringt daraus das

Drängen so vieler oft unberufenen Menschen zu dem sogenannten Studieren, zum Güterbesitz, zum Handelsstande &c., und man sucht deshalb allen Beschäftigungen, welche für die nächsten Bedürfnisse des Lebens arbeiten, wo möglich durch einen von den Künsten entlehnten Namen ein zierliches Mäntelchen umzuhängen, um sich nur in, jetzt mehr als sonst erreichbarer, Gesellschaft mit, so zu sagen, besser Betitelten eine gewisse Gleichheitsfarbe zu geben. Dergleichen Leute bedenken aber nicht, daß sie grade nur dadurch, daß sie wahrhafte Meister in ihrer Arbeit sind, sich in der Stellung gegen diejenigen, die sie stillschweigend für Bessere als sich selbst halten, ein dauerndes Ansehen geben, und auch nur dadurch das leider in unsern Tagen wirksamste Gleichheitsmittel, das Geld, erwerben.

Kein vernünftiger Lehrer, der in sich selbst Werth genug trägt, wird sich ärgern, ein Schulmeister genannt zu werden; so ist das Kennzeichen eines wackern Handwerkers, daß er sich gern Meister heißen läßt.

Das Mißverständniß.

Hr. v. Segur, franz. Gesandter in Petersburg zur Zeit der Kaiserin Catharina II., erzählt in seinen Memoiren: Während meines Aufenthalts in Petersburg stürzt eines Morgens ein Mensch zu mir ins Zimmer, außer sich vor Furcht, Schmerz und Zorn, mit verstörtem Antlitz, fliegenden Haaren, rothgeweinten thränenvollen Augen, zitternder Stimme und aufgerissenen Kleidern; es war ein Franzose. „Hr. Graf,

schluchzte er, nachdem ich ihn um die Ursache seiner Verwirrung und seines Kummers befragt hatte, ich flehe um Ihren Schutz gegen eine Handlung der schändlichsten Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit; so eben habe ich, auf Befehl eines mächtigen und vornehmen Herrn, ohne allen Grund, 100 Peitschenhiebe empfangen." Eine solche Behandlung, erwiederte ich, würde nicht zu entschuldigen seyn, wenn selbst ein schwerer Fehltritt sie veranlaßt hätte; wenn aber kein Grund dazu vorhanden war, wie Sie behaupten, so ist sie unerklärlich und ganz unwahrscheinlich. Aber wer kann einen solchen Befehl gegeben haben? „Se. Exc., antwortete der Klagende, der Graf Bruce, Gouverneur der Stadt.“ Sie sind nicht klug, entgegnete ich; es ist unmöglich, daß ein so achtungswerther, aufgeklärter und so allgemein geschätzter Mann, wie der Graf Bruce ist, sich gegen einen Franzosen eine solche Gewaltthätigkeit erlauben sollte, wenn Sie ihn nicht persönlich angegriffen oder insultirt hätten. „Ach! gnädiger Herr, entgegnete der Geschlagene, ich habe den Hrn. Grafen Bruce nie gekannt. Ich bin Koch, hatte gehört, daß der Gouverneur einen suche, und meldete mich deshalb in seinem Hotel; man führte mich nach seinem Zimmer; so wie man mich aber Sr. Exc. anmeldete, so befahl er, mir 100 Peitschenhiebe zu geben, was denn auch, trotz Bitten und Vorstellungen, auf der Stelle vollstreckt wurde. Mein Unfall kann Ihnen unwahrscheinlich vorkommen; aber er ist leider nur zu gegründet, und meine Schultern können nöthigenfalls den Beleg dazu liefern.“ Nun so hören Sie, sprach ich endlich, wenn Sie, gegen allen Glauben,

die Wahrheit gesagt haben, so werde ich Genugthuung für die Ihnen wiederfahrne Verletzung erhalten und nicht dulden, daß man meine Landsleute so behandle, welche zu schützen meine Pflicht ist. Aber, merken Sie wohl, wenn Ihre Erzählung ein Märchen ist, so sollen Sie Ihren Betrug bereuen. Tragen Sie den Brief, den ich augenblicklich schreiben will, selbst zum Gouverneur; einer von meinen Leuten soll Sie begleiten. Wirklich schrieb ich auf der Stelle an den Grafen Bruce, um ihn von der mir eben gemachten Denunciation zu unterrichten. Ich sagte ihm, daß, ob ich ihr wohl unmöglich Glauben beimessen könne, doch mein Beruf, die Franzosen zu schützen, mir zur Pflicht mache, ihn um Erklärung einer so seltsamen Thatsache zu bitten, weil es möglich wäre, daß irgend ein subalternen Beamter seinen Namen auf eine unwürdige Weise gemißbraucht habe, um diesen Act der Gewaltthätigkeit zu begehen. Ich setzte hinzu, daß ich ungeduldig seine Antwort erwarte, damit ich unverzüglich die nöthigen Maasregeln nehmen könne, den Klagenden zu bestrafen, wenn er gelogen, oder ihm strenge Gerechtigkeit zu verschaffen, wenn, gegen allen Anschein, er die Wahrheit gesagt habe. Zwei Stunden verflossen, ohne daß ich eine Antwort erhielt. Ich fing an ungeduldig zu werden; schon schickte ich mich an, die geforderte Aufklärung selbst zu verlangen, als plötzlich mein Mann wieder vor mir stand, gar nicht mehr der nämliche scheinend; sein Ansehen war ruhig, sein Mund lächelnd, Heiterkeit glänzte in seinen Blicken. Nun, rief ich ihm entgegen, bringen Sie mir eine Antwort? „Nein, gnädiger Herr! Se. Exc. werden sie Ihnen selbst bringen; aber ich habe keinen Grund mehr, mich

zu beklagen. Ich bin zufrieden, sehr vergnügt; alles war nur ein Mißverständnis; mir bleibt nichts weiter übrig, als Ihnen für Ihre Güte zu danken.“ Wie, antwortete ich, bleiben Ihnen die 100 Peitschenhiebe nicht? „Freilich wohl, die bleiben auf meinen Schultern hinlänglich eingegraben; aber man hat so gute Heilsalbe darauf gelegt, daß die Sache, denke ich, mir ganz gut bekommen soll. Alles ist mir erklärt worden; die Sache ist folgende: Graf Bruce hatte zeither einen auf seinen Gütern gebornen Russen zum Koch; dieser Mensch war vor wenigen Tagen davongelaufen, und soll überdem gestohlen haben. Se. Exc. befahlen, ihm nachzusetzen und hatten sich vorgenommen, ihn züchtigen zu lassen, so wie man ihn wieder brächte. Unter diesen Umständen erschien ich, um die freigewordene Stelle zu erhalten. Als man die Thür des Cabinets des Gouverneurs öffnete, saß er an seinem Bureau, beschäftigt und mir den Rücken zukehrend. Der Diener, welcher mir vorausging, sagte im Eintreten: „Gnädiger Herr, da ist der Koch.“ Augenblicklich antworteten Se. Exc., ohne sich umzudrehen: Man führe ihn in den Hof, und gebe ihm 100 Peitschenhiebe, wie ich befohlen habe. Sofort machte der Diener die Thüre wieder zu, ergriff mich, zog mich fort und rief seine Kameraden, welche nun ohne Mitleiden dem Rücken eines armen franz. Kochs die Schläge zutheilten, welche dem des davon gelaufenen russischen bestimmt waren. Se. Exc., mit vieler Güte mich beklagend, geruhten selbst mir die Verwechslung zu erklären, und besiegelten ihre tröstenden Worte mit dem Geschenke eines großen Beutels voll Gold.

Drängen so vieler oft unberufenen Menschen zu dem sogenannten Studieren, zum Güterbesitz, zum Handelsstande ic., und man sucht deshalb allen Beschäftigungen, welche für die nächsten Bedürfnisse des Lebens arbeiten, wo möglich durch einen von den Künsten entlehnten Namen ein zierliches Mäntelchen umzuhängen, um sich nur in, jetzt mehr als sonst erreichbarer, Gesellschaft mit, so zu sagen, besser Betitelten eine gewisse Gleichheitsfarbe zu geben. Dergleichen Leute bedenken aber nicht, daß sie grade nur dadurch, daß sie wahrhafte Meister in ihrer Arbeit sind, sich in der Stellung gegen diejenigen, die sie stillschweigend für Bessere als sich selbst halten, ein dauerndes Ansehen geben, und auch nur dadurch das leider in unsern Tagen wirksamste Gleichheitsmittel, das Geld, erwerben.

Kein vernünftiger Lehrer, der in sich selbst Werth genug trägt, wird sich ärgern, ein Schulmeister genannt zu werden; so ist das Kennzeichen eines wackern Handwerkers, daß er sich gern Meister heißen läßt.

Das Mißverständnis.

Hr. v. Segur, franz. Gesandter in Petersburg zur Zeit der Kaiserin Catharina II., erzählt in seinen Memoiren: Während meines Aufenthalts in Petersburg stürzt eines Morgens ein Mensch zu mir ins Zimmer, außer sich vor Furcht, Schmerz und Zorn, mit verstörtem Antlitz, fliegenden Haaren, rothgeweinten thränenvollen Augen, zitternder Stimme und aufgerissenen Kleidern; es war ein Franzose. „Hr. Graf,

schluchzte er, nachdem ich ihn um die Ursache seiner Verwirrung und seines Kummers befragt hatte, ich flehe um Ihren Schutz gegen eine Handlung der schändlichsten Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit; so eben habe ich, auf Befehl eines mächtigen und vornehmen Herrn, ohne allen Grund, 100 Peitschenhiebe empfangen." Eine solche Behandlung, erwiederte ich, würde nicht zu entschuldigen seyn, wenn selbst ein schwerer Fehltritt sie veranlaßt hätte; wenn aber kein Grund dazu vorhanden war, wie Sie behaupten, so ist sie unerklärlich und ganz unwahrscheinlich. Aber wer kann einen solchen Befehl gegeben haben? „Se. Exc., antwortete der Klagende, der Graf Bruce, Gouverneur der Stadt.“ Sie sind nicht klug, entgegnete ich; es ist unmöglich, daß ein so achtungswerther, aufgeklärter und so allgemein geschätzter Mann, wie der Graf Bruce ist, sich gegen einen Franzosen eine solche Gewaltthätigkeit erlaubt haben sollte, wenn Sie ihn nicht persönlich angegriffen oder insultirt hätten. „Ach! gnädiger Herr, entgegnete der Geschlagene, ich habe den Hrn. Grafen Bruce nie gekannt. Ich bin Koch, hatte gehört, daß der Gouverneur einen suche, und meldete mich deshalb in seinem Hotel; man führte mich nach seinem Zimmer; so wie man mich aber Sr. Exc. anmeldete, so befahl er, mir 100 Peitschenhiebe zu geben, was denn auch, trotz Bitten und Vorstellungen, auf der Stelle vollstreckt wurde. Mein Unfall kann Ihnen unwahrscheinlich vorkommen; aber er ist leider nur zu gegründet, und meine Schultern können nöthigenfalls den Beleg dazu liefern.“ Nun so hören Sie, sprach ich endlich, wenn Sie, gegen allen Glauben,

die Wahrheit gesagt haben, so werde ich Genugthuung für die Ihnen wiederfahrne Verletzung erhalten und nicht dulden, daß man meine Landsleute so behandle, welche zu schützen meine Pflicht ist. Aber, merken Sie wohl, wenn Ihre Erzählung ein Märchen ist, so sollen Sie Ihren Betrug bereuen. Tragen Sie den Brief, den ich augenblicklich schreiben will, selbst zum Gouverneur; einer von meinen Leuten soll Sie begleiten. Wirklich schrieb ich auf der Stelle an den Grafen Bruce, um ihn von der mir eben gemachten Denunciation zu unterrichten. Ich sagte ihm, daß, ob ich ihr wohl unmöglich Glauben bemessen könne, doch mein Beruf, die Franzosen zu schützen, mir zur Pflicht mache, ihn um Erklärung einer so seltsamen Thatsache zu bitten, weil es möglich wäre, daß irgend ein subalternen Beamter seinen Namen auf eine unwürdige Weise gemißbraucht habe, um diesen Act der Gewaltthätigkeit zu begehen. Ich setzte hinzu, daß ich ungeduldig seine Antwort erwarte, damit ich unverzüglich die nöthigen Maaßregeln nehmen könne, den Klagenden zu bestrafen, wenn er gelogen, oder ihm strenge Gerechtigkeit zu verschaffen, wenn, gegen allen Anschein, er die Wahrheit gesagt habe. Zwei Stunden verflossen, ohne daß ich eine Antwort erhielt. Ich fing an ungeduldig zu werden; schon schickte ich mich an, die geforderte Aufklärung selbst zu verlangen, als plötzlich mein Mann wieder vor mir stand, gar nicht mehr der nämliche scheinend; sein Ansehen war ruhig, sein Mund lächelnd, Heiterkeit glänzte in seinen Blicken. Nun, rief ich ihm entgegen, bringen Sie mir eine Antwort? „Nein, gnädiger Herr! Se. Exc. werden sie Ihnen selbst bringen; aber ich habe keinen Grund mehr, mich

zu beklagen. Ich bin zufrieden, sehr vergnügt; alles war nur ein Mißverständnis; mir bleibt nichts weiter übrig, als Ihnen für Ihre Güte zu danken." Wie, antwortete ich, bleiben Ihnen die 100 Peitschenhiebe nicht? „Freilich wohl, die bleiben auf meinen Schultern hinlänglich eingegraben; aber man hat so gute Heilsalbe darauf gelegt, daß die Sache, denke ich, mir ganz gut bekommen soll. Alles ist mir erklärt worden; die Sache ist folgende: Graf Bruce hatte zeither einen auf seinen Gütern gebornen Russen zum Koch; dieser Mensch war vor wenigen Tagen davongelaufen, und soll überdem gestohlen haben. Se. Exc. befahlen, ihm nachzusetzen und hatten sich vorgenommen, ihn züchtigen zu lassen, so wie man ihn wieder brächte. Unter diesen Umständen erschien ich, um die freigewordene Stelle zu erhalten. Als man die Thür des Cabinets des Gouverneurs öffnete, saß er an seinem Bureau, beschäftigt und mir den Rücken zuehrend. Der Diener, welcher mir vorausging, sagte im Eintreten: „Gnädiger Herr, da ist der Koch.“ Augenblicklich antworteten Se. Exc., ohne sich umzudrehen: Man führe ihn in den Hof, und gebe ihm 100 Peitschenhiebe, wie ich befohlen habe. Sofort machte der Diener die Thüre wieder zu, ergriff mich, zog mich fort und rief seine Cameraden, welche nun ohne Mitleiden dem Rücken eines armen franz. Kochs die Schläge zutheilten, welche dem des davon gelaufenen russischen bestimmt waren. Se. Exc., mit vieler Güte mich beklagend, geruhten selbst mir die Verwechslung zu erklären, und besiegelten ihre tröstenden Worte mit dem Geschenke eines großen Beutels voll Gold.

Die Beißflage.

Im siebenzehnten Jahrhundert wurden in Salzburg auf'm Markte zwei Weiber, die sich gezankt und geschlagen hatten, zur Strafe mit den Köpfen neben einander in ein schweres Brett gespannt. Diese possierliche Strafe ist aber auch auf dem Harze nicht unbekannt. Da wird jedes dieser Weiber in einen Kasten gesperrt, so daß sie nur mit dem Kopfe hervorragen. Beide Kästen werden zwei Nasen lang gegen einander über gestellt. Wenn sich beide in dieser Stellung müde geschimpft haben, werden sie zahm (auch gebesfert?) wieder herausgelassen. Diese Strafe nennen die Harzer „Beißflage.“

H o m o n y m.

Ein zartes Wesen steigt aus meiner Hülle,
Sein Leben ist dem kurzen Lenze gleich:
Befreit von mir, wird ihm der Schönheit Fülle,
Es lebt und stirbt im holden Blumenreich;
Zu seinem Sitz' darf es die Rose wählen,
Ich selbst doch muß dem Staube mich vermählen. —

Und Schön'res noch vermag ich zu verdecken,
Oft in der Freude buntbewegtem Spiel,
Dann ist mein Lohn, die Neugier zu erwecken,
Und frohe Täuschung mein ersehntes Ziel;
Doch mag dem Leben meine Form auch gleichen:
Ich gebe selbst vom Leben nie ein Zeichen.

Auflösung der Charade in No. 48.

W o r t s p i e l.
